

Im Jahr nach seiner Wahl zum Papst stattete Franziskus der Türkei seinen apostolischen Besuch ab – im November 2014. Dabei betrat er – in Istanbul – auch die sogenannte Blaue Moschee. Eine Gruppe türkischer Staats- und Islamvertreter begleitete ihn. Franziskus hatte zuvor noch kein klassisches islamisches Gotteshaus besucht. Die Sultan-Ahmet-Moschee – so ihr offizieller Name – ist zwar nicht das herrlichste Beispiel osmanischer Großarchitektur. Aber es ist doch eindrucksvoll, unter den Kuppeln zu stehen, die Schriftzüge zu sehen, sich in einem ganz bildlosen Gottesdienstraum zu orientieren, das schiere Ausmaß des Gebäudes zu empfinden – und dabei zu spüren, wie klein wir Menschen sind. Ich habe die apostolische Reise damals von Rom aus genau mitverfolgt, weil ich ja zuvor fünf Jahre in der Türkei gelebt hatte. So konnte ich über die Medien auch hören, wie Franziskus beim Eintritt in die Moschee etwas sagte, das nicht richtig übersetzt wurde. Er sagte: *Dobbiamo adorare*. Übersetzt wurde: Wir müssen Gottesdienst halten (ibadet etmeliyiz); aber gesagt hatte er: *Wir müssen anbeten*. Also nicht nur: Jetzt müssen wir hier eine vorgeschriebene Pflicht erfüllen, sondern: Hier merke ich, dass wir eine neue Haltung einnehmen müssen.

Sicher hatte er die Eindrücke der vergangenen Stunden im Herzen: die drängenden Fragen, warum sich die verschiedenen Religionen nicht besser verstehen, warum es die Unterschiede überhaupt gibt, wie es mit den Christen und der Türkei insgesamt weitergeht. »Wir müssen anbeten«. Der Papst empfand in diesem weiten, bildlosen Raum, dass man hier erleben und anerkennen kann: Gottes Wege sind uns unergründlich.

»Wir müssen anbeten«. Das haben die Weisen aus dem Morgenland ebenfalls empfunden, von denen uns Matthäus am Anfang der Lebensgeschichte Jesu erzählt. Sie wollen Jesus Christus, dem neuen König, »huldigen«, heißt es in unseren Übersetzungen. Das ist ein schönes Wort. »Huldigen« bedeutet ja, »Huld« zu erweisen, also »Liebe«: die Zuwendung des Herrn zu den Seinen und die Treue der Seinen zu ihm. Versuchen wir aber noch genauer zu verstehen, was das ist: anbeten.

Ich stelle mich deinem Geheimnis.

Papst Franziskus hat offenbar in der ihm fremden Moschee gespürt, dass es richtig ist, Gottes unfassbare Andersheit einfach anzuerkennen. Wir müssen uns ihr aussetzen – wir dürfen uns seinem Geheimnis stellen.

Aber das ist nicht alles. Als Kirche dürfen wir ja auch wissen, dass Gott sich uns sehr wohl gezeigt, ja geschenkt hat. Und Anbetung ist das, was wir in der Eucharistie tun – nicht nur Unbegreiflichkeit, die sich entzieht, sondern staunenswerte Anwesenheit anerkennen:

Ich freue mich über deine Gegenwart.

Wer christlich anbeten will, stellt sich nicht nur dem Geheimnis Gottes, sondern setzt sich auch seiner Gegenwart aus. Wir dürfen einfach genießen, dass er hier ist. Er ist da und strahlt uns an. Wer anbetet, sagt damit: Ich möchte einfach bei dir bleiben – auch ohne Worte.

Ich freue ich auf dich.

An einem Ort wie Regina Martyrum allerdings zeigt die Anbetung erst ihr volles Gesicht. Die Schwestern erinnern uns alle an die Grundhaltung der Anbetung. Die Architektur, die Kunst hier gibt aber kaum die Antworten, die wir suchen. Diese Kirche stellt nicht zufrieden: Hier sieht nichts so aus, wie man es erwartet. Der Raum und die Darstellungen entziehen sich uns immer wieder. So zeigt uns dieser Bau, wie Gott uns fremd gegenübertritt: überraschend, unverständlich, immer wieder neu. So entsteht eine stets andere Begegnung; und in keiner solchen Begegnung ist schon alles gesagt.

So erst sehen wir, dass in der Anbetung eine weitere Grundhaltung steckt: nicht nur Geheimnis, dem ich mich stelle, und Gegenwart, über die ich mich freue; sondern hier bekommt die Sehnsucht Raum, die in jeder Anbetung lebt. Es ist die Sehnsucht auf eine Zukunft, in der alles deutlich sein wird. Einmal werden wir ihn sehen, wie er ist. Und das ist mehr als nur ein Sehnen: Ja, in der Anbetung lebt die Vorfreude darauf, dass wir Christus einmal ganz erkennen dürfen.